

Vorwort zur deutschsprachigen Ausgabe

Wozu noch ein Buch über den Kalten Krieg? Was weiß ein amerikanischer Kardiologe über die unheilschwangere, atomare Konfrontation zweier Supermächte zu berichten? Welche Lehren enthält dieses Buch für die gegenwärtigen weltweiten Krisen? Womit können diese Erinnerungen den deutschen Leser fesseln?

Jede Antwort auf diese Fragen führt zu einem Namen: OBAMA!

Ich veröffentlichte diese Memoiren kurz bevor Barack Obama zum 44. Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Der neue Präsident hat Hoffnungen geweckt. Er versprach die entschiedene Abkehr von der, im Äußeren wie im Inneren gleichermaßen, katastrophalen Politik der Bush-Ära. Unter allen Erwartungen rangierte an vorderster Stelle, dass Präsident Obama mit dem Abbau der amerikanischen Atomwaffenarsenale Ernst machen werde.

Obama enttäuschte seine Anhänger nicht. Tatsächlich erklärte er am 5. April 2009, kaum zehn Wochen nach seinem Einzug ins Weiße Haus, bei einer Kundgebung unter freiem Himmel auf dem Platz vor dem Hradschin zu Prag:

„Die Existenz Tausender Atomwaffen ist das gefährlichste Vermächtnis des Kalten Krieges ... Heute gibt es den Kalten Krieg nicht mehr, aber Tausende dieser Waffen gibt es noch immer. Durch eine merkwürdige Wendung der Geschichte hat die Bedrohung eines Nuklearkrieges ab-, aber die Gefahr eines Angriffs mit Atomwaffen zugenommen.“

Er fügte hinzu:

„Als Atommacht – als einzige Atommacht, die eine Atomwaffe eingesetzt hat – haben die Vereinigten Staaten eine moralische Verantwortung zu handeln ... Daher bekunde ich heute klar und mit Überzeugung, dass die Vereinigten Staaten entschlossen sind, sich für den Frieden und die Sicherheit in einer Welt ohne Atomwaffen einzusetzen.“

Niemals vorher hat sich ein amerikanischer Präsident so eindeutig zu der Entschlossenheit bekannt, die Atomwaffen abzuschaffen. Kein anderer amerikanischer Präsident hat die moralische Verantwortung anerkannt, die den Vereinigten Staaten aus dem Einsatz von Atomwaffen gegen die Zivilbevölkerung entstanden ist.

Das politische Ziel der Abschaffung dieser Waffen kann nicht länger als einfältig diffamiert werden. Schon zwei Jahre vor Obamas Vision haben maßgebliche Architekten des Kalten Krieges diese vorweggenommen. Im

Jahre 2007 forderten die ehemaligen Außenminister George P. Shultz und Henry A. Kissinger sowie der frühere Verteidigungsminister William J. Perry die Abschaffung der Atomwaffen. Dem schloss sich eine Anzahl namhafter militärischer Hardliner an. Sie analysierten die Lage ohne Beschönigung und sahen es zwingend als „zunehmend riskant und immer weniger sinnvoll“ an, auf eine Abschreckungswirkung der Atomwaffen zu setzen. Mit Recht wiesen sie darauf hin, dass „atomar bewaffnete nicht-staatliche Terroristengruppierungen nach Lage der Dinge von keiner Abschreckungsstrategie erreicht würden.“ Wie sie betonten, bewirkt die anhaltende Weiterverbreitung von Atomwaffen an instabile Länder „eine dramatische Erhöhung der Gefahr, dass diese Waffen auch eingesetzt werden.“

Die vollständige weltweite Abschaffung atomarer Waffen stellt eine gewaltige Herausforderung dar. Präsident Obama wird, um durch den Irrgarten aller damit verbundenen Probleme zu finden, hoch qualifizierte Führungsarbeit zu leisten haben. Das Programm fordert die Entwicklung vertrauensvoller Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Russland, den beiden atomaren Supermächten. Beschwichtigungsrhetorik wird da nicht genügen. Die USA werden die Pläne für den so genannten Sternenkrieg (Star Wars) aufgeben müssen. Sie werden das Vorhaben der Einrichtung von Raketenabwehrstellungen als Vorposten in Polen und der Tschechischen Republik zurücknehmen und die fortschreitende Osterweiterung der NATO beenden müssen. Darüber hinaus wird das widerspenstige, mächtige Pentagon seine Bemühungen um die militärische Vorherrschaft im Weltraum einstellen und von der Modernisierung seines Atomwaffenarsenals Abstand nehmen müssen. Es wird notwendig sein, den US-Kongress dahin zu bringen, dass er einen umfassenden Atomteststopp-Vertrag (Comprehensive Nuclear Test Ban Treaty) ratifiziert, was er seit langem vor sich herschiebt. Am dringlichsten aber erscheint es, die anhaltende Weiterverbreitung von Atomwaffen an andere Staaten oder gar an Terroristen zu unterbinden.

Auf diesem Weg liegen also viele große Hindernisse. Allerdings deutete Präsident Obama eben dies in seiner Prager Rede an: „Daher bekunde ich heute klar und mit Überzeugung, dass die Vereinigten Staaten entschlossen sind, sich für den Frieden und die Sicherheit in einer Welt ohne Atomwaffen einzusetzen. Dieses Ziel wird nicht schnell erreicht werden – möglicherweise nicht zu meinen Lebzeiten.“ Obama ist gerade 47 Jahre alt, das Ziel, das er anvisiert, liegt in der fernen Zukunft.

Während der Amtszeit Präsident Reagans vor einem Vierteljahrhundert war die Weltlage bei weitem verfahrenere und die Gefahr einer atomaren Konfrontation weitaus größer. Die Drohung eines Atomkrieges zwischen der UdSSR und den USA ging über alles hinaus, was die Menschheit je zu fürchten hatte. Zuvor gab es im Krieg Gewinner und Verlierer, Sieger und Besiegte. Im Atomkrieg würde das anders sein. Da konnte es nur einen perversen „danse macabre“ geben, den Genozid des Opfers und den Selbstmord des

Aggressors. Wir sahen die Welt damals am Abgrund der Auslöschung dahintaumeln.

Das Buch „Ein Leben für das Leben: Ein Arzt kämpft gegen den atomaren Wahnsinn“ beschreibt mit lebendiger Anschaulichkeit, wie diese scheinbar unvermeidliche Katastrophe abgewendet wurde. Eine weltweite Bürgerbewegung mobilisierte die Zivilgesellschaft in einem Ausmaß, das in der Menschheitsgeschichte kein Beispiel kennt. Bei der Beendigung dieses Narrenzuges spielten Ärzte eine Schlüsselrolle.

Die Internationalen Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges (International Physicians for the Prevention of Nuclear War, IPPNW), eine in jener gefährvollen Zeit in Gang gesetzte Bewegung, halfen mit, den Kalten Krieg zu beenden und erhielten dafür den Friedensnobelpreis. Die Geschichte dieser Ärzte enthält bis heute eine überaus wichtige Lehre: Nur mit Hilfe einer informierten und mobilisierten Öffentlichkeit wird es nennenswerte Fortschritte in Richtung der Eliminierung der atomaren Waffen geben. So hat auch Obama bei seiner Kampagne für die Präsidentenwahl stets mit Recht betont, dass seine Agenda für einen Wandel nur unter aktiver Mitwirkung der amerikanischen Bevölkerung zu verwirklichen sein wird.

Aber das Engagement der Amerikaner wird nicht genügen, um die Abschaffung der Atomwaffen zu erreichen. Ebenso wie vor 25 Jahren brauchen wir auch heute eine weltweite Bewegung. Die deutschsprachige Ausgabe von „Ein Leben für das Leben“ will zu dieser globalen antinuklearen Mobilisierung einen Beitrag leisten.

Das Buch zeigt, dass die Durchsetzungskraft einer solchen Bewegung vom Maß der moralischen Entrüstung der Beteiligten abhängt. In Deutschland findet Widerstand besonders gegen Krieg und gegen die Beschneidung der Menschenrechte mehr Resonanz als in anderen Ländern. Die schreckliche Erfahrung, zwei Weltkriege ausgelöst zu haben und das moralische Wundmal, einen Völkermord industrialisiert zu haben, sind tief in das kollektive Bewusstsein der Deutschen eingegraben. Die Sehnsucht nach Frieden und die entschlossene Verteidigung der Menschenrechte sind dadurch bestärkt worden. Die denkwürdige Bemerkung des Holocaust-Überlebenden Dr. Victor Frankl, „Seit Auschwitz wissen wir, wozu Menschen fähig sind, und seit Hiroshima wissen wir, was uns bevorstehen kann“, wird nirgendwo besser verstanden als in Deutschland.

Es hat lange Zeit gedauert, bis ich die innere Wandlung in Deutschland anerkannt habe. Als Jude, selbst beinahe der Schoah zum Opfer gefallen und belastet mit der Erinnerung an die vielen Familienangehörigen, die in den Leichenfabriken der Nazis verschwanden, konnte ich nur sehr schwer eine ausgeglichene Sicht auf die neue deutsche Wirklichkeit gewinnen. In rund dreißig Jahren enger Zusammenarbeit mit der deutschen Ärztebewegung hat sich mein Blickwinkel verändert und die deutsche Sektion der IPPNW hat meine immerwährende Achtung gewonnen.

Professor Ulrich Gottstein schloss sich 1981 als erster deutscher Arzt der IPPNW an. Er entwickelte sich zu einer Leitfigur der Bewegung, an dem sie ihre Verpflichtung zu Frieden und zur Bewahrung der Menschenrechte ausrichtete. Gemeinsam mit vielen anderen deutschen Kollegen gründete er eine der engagiertesten Sektionen unseres internationalen Zusammenschlusses. Ulrich und seine Ehefrau Monika öffneten mir ihr Heim in Frankfurt als Zwischenstation beim Pendeln zwischen Boston und Moskau. Zu den ersten Freunden zählten auch Ingrid und Dr. Peter Hauber. Sie riefen die IPPNW-Konzertreihe ins Leben. Diese wirkt bis heute als bemerkenswertes kulturelles Ereignis zur Förderung des Friedens und der Menschenrechte durch die Musik. Peter Haubers Beharrlichkeit und seinem sicheren Urteilsvermögen ist es zu verdanken, dass „Ein Leben für das Leben“ das Licht der Welt erblickt hat. Ulrich Gottstein als langjähriger und enger Freund hat dazu seine Erfahrungen mit der Gründung der IPPNW eingebracht. Entstanden ist unter den Händen des einfühlsamen Übersetzers ein deutscher Text, der alle Nuancen des englischen Originals sicher erfasst hat und wiedergibt.

Ja, wir können die Welt verbessern. Das ist die Botschaft dieses Buches.

Bernard Lown, MD

Juli 2009

Geleitwort zur deutschen Ausgabe

Dies ist ein faszinierendes Buch, geschrieben von dem berühmten amerikanischen Arzt, Prof. Bernard Lown, von der Harvard Universität in Boston, dessen Erfindung der Elektrodefibrillation (elektrischer Herzschock) vielen tausend Menschen mit drohendem Herztod das Leben gerettet hat. Das intensive Studium der Ursachen des Herzkammerflimmerns, vor allem bei Kranken mit Herzinfarkt, führte Prof. Lown auf Kardiologenkongressen mit dem Moskauer Direktor des russischen Herzforschungsinstituts, Prof. Eugen Tschasow, zusammen. Die sich daraus entwickelnde Freundschaft wurde die Basis für eine fruchtbare Zusammenarbeit, um nicht nur Tausende von Herzkranken zu retten, sondern um die ganze Erde vor der Vernichtung durch einen Atomkrieg zu schützen.

Bereits 1962 hatte Lown mit Kollegen in Boston eine amerikanische Ärztebewegung gegründet, die „Physicians for Social Responsibility – PSR“ (Ärzte für Soziale Verantwortung) die sich gegen soziale Ungerechtigkeiten in den USA, dann aber besonders gegen das Atomwaffen-Wettrüsten mit der Sowjetunion wandte. Sie publizierten wissenschaftlich begründete Artikel in den Ärztejournalen und den Medien und erklärten, dass im Fall von Atombombenangriffen auf amerikanische Städte keine wirksame ärztliche Hilfe möglich wäre. Das hatten die Atombombenabwürfe der USA über Hiroshima und Nagasaki gezeigt. Daher müsse ein Atomkrieg auf alle Fälle verhütet werden.

Trotz der Aufklärung der amerikanischen Öffentlichkeit und der Politik ging das Wettrüsten weiter und weitere Länder wurden Atomwaffenstaaten. Lown kam zu der Überzeugung, dass nur eine internationale Ärztebewegung Aussicht auf weltweite Aufmerksamkeit haben könne, und er gewann seinen Moskauer Kollegen dazu, eine Organisation zu schaffen, die sich über alle Blockgrenzen hinweg einsetzen würde, den „nuklearen Holocaust“ verhüten zu helfen. 1981 gelang es, die „International Physicians for the Prevention of Nuclear War – IPPNW“ (Internationale Ärzte zur Verhütung des Atomkrieges) zu gründen.

Die enormen Mühen, die Lown auf sich nahm, in unzähligen Reisen, Reden, Konferenzen und persönlichen Kontakten mit Ärzten, Diplomaten und Regierungschefs (u.a. mit Gorbatschow) in schließlich 60 Ländern diese internationale Ärzteorganisation zu schaffen, darunter auch in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, schildert Lown in diesen Memoiren. Er ist ein glänzender Redner und Schreiber und versteht es, alle erfüllten und enttäuschten Hoffnungen, lustige und traurige Erlebnisse, Missverständnisse und Übereinstimmungen mit den eigenen sowie den sowjetischen Kollegen

und Diplomaten, Niederlagen und schließlich die großen Erfolge spannend darzustellen. Der Leser erlebt bei der Lektüre der Memoiren die Erlebnisse Lowns auf dem Weg zum Friedensnobelpreis 1985 mit, der an die IPPNW, wegen ihrer kritischen Aufklärungsarbeit über die Gefahren eines Atomkrieges, verliehen wurde, unter der Kopräsidentschaft des amerikanischen Arztes Lown und des sowjetischen Arztes Tschasow, über alle Blockgrenzen hinweg.

Lown ist ein echter „citizen diplomat“, ein Bürger-Diplomat, der fest davon überzeugt war und ist, dass man die, über Leben und Tod der Menschheit entscheidenden, Politiker nicht allein schalten und walten lassen dürfe, sondern dass eine informierte und kritisch, sowie emotional engagierte Öffentlichkeit sich einmischen müsse. Nur dann könne das größte Unglück vermieden werden, ein neuer Weltkrieg, nun mit Atomwaffen, der zur Vernichtung allen Lebens auf der Erde führen würde.

Wir sind der Auffassung, dass die intensive Aufklärungsarbeit der IPPNW schließlich Früchte getragen hat. Nun endlich haben sich auch maßgebliche Politiker, wie Henry Kissinger, George Shultz oder Robert McNamara aus den USA, sowie Richard von Weizsäcker, Hans-Dietrich Genscher und Helmut Schmidt aus Deutschland und jetzt der amerikanische Präsident Barack Obama eindeutig für „nuclear abolition“, die schrittweise Abschaffung aller Atomwaffen auf unserer Erde ausgesprochen. Es ist gut, dass der jetzt 88-jährige Bernard Lown diese Genugtuung noch erleben kann.

Die deutsche Sektion der IPPNW, die sich neben der Bezeichnung „zur Verhütung eines Atomkrieges“ auch „Ärzte in Sozialer Verantwortung“ nennt, und eine ganz wichtige Funktion wegen ihrer Grenzlage zur DDR und dem Warschauer Pakt hatte, gründete sich 1982. Mehrfach war Lown zu Vorträgen und Konferenzen in unserem Land, und 1997 ernannten wir ihn zu unserem Ehrenmitglied.

Wir deutschen Ärzte freuen uns, dass nun die wichtigen und wegweisenden Erinnerungen Lowns an die schwierigen Jahre des „Kalten Krieges“, der jeder Zeit in einen „Heißen Krieg“ zwischen den USA und der Sowjetunion hätte eskalieren können, vorliegen. Die Lektüre dieses Buches, das bereits vor einem Jahr in den USA mit dem Titel „Prescription for Survival“ (Rezept zum Überleben) erschienen und jetzt ins Deutsche übersetzt ist, kann jedem an Frieden und Gerechtigkeit interessierten Erwachsenen und Jugendlichen, aber unbedingt auch jeder Medizinstudentin/jedem Medizinstudenten und allen Ärzten und Ärztinnen, sowie in Heilberufen Tätigen dringend empfohlen werden. Sie werden das spannende und lehrreiche Buch nicht aus der Hand legen.

Prof. Dr. med. Ulrich Gottstein

*Gründungs- und Ehrenvorstandsmitglied der IPPNW-Deutschland
Europäischer IPPNW-Vizepräsident em.
Frankfurt, September 2009*

Prolog

Zurück in die Zukunft

Kreis zieht um Kreis der Falke im weitenden Raum
Und hört keinen Falkner.
Alles zerfällt, nichts hält der Mittelpunkt mehr,
Ohne Gesetz ist die Welt, überlassen der blutdunklen Flut
Und die Feier der Unschuld allüberall ertränkt.
Den Besten glaubt keiner mehr, während die Schlimmsten
Mit äußerster Leidenschaft wüten.

– WILLIAM BUTLER YEATS

WIE NAHE WAREN WIR DER AUSLÖSCHUNG! – und schon ist es vergessen. In Hiroshima und Nagasaki starben über hunderttausend Menschen im Bruchteil einer Sekunde, aber die vernichtende Wirkung der Bomben führte nicht zu einem Stopp der Atomwaffenrüstung, sondern im Gegenteil zum Rüstungswettlauf. Innerhalb weniger Jahrzehnte hatten zwei Supermächte, die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion, ein Arsenal an Nuklearwaffen angehäuft, das die Sprengkraft von vier Tonnen Dynamit für jeden Mann, jede Frau, jedes Kind auf Erden bereit hielt. Die Waffen konnten jederzeit abgefeuert werden, dafür wurde gesorgt. Jede Supermacht war kriegsbereit und selbstgerecht, jede erhob für sich äußersten moralischen Anspruch. Gleichzeitig spiegelten Karikaturen des Feindes, von Washington wie von Moskau aus betrachtet, den Gegner jeweils in böartigen Zerrbildern wider, unberechenbar und voll der schlechtesten Absichten.

Dieses Buch enthüllt das verborgene Räderwerk der Geschichte. Ungeheure Ereignisse, zu ihrer Zeit kaum für die Augen der Öffentlichkeit erkennbar, lenkten den Lauf der Dinge am Atomkrieg vorbei. Hauptakteure des dramatischen Schauspiels, das sich entfaltete, waren nicht Staatsmänner, sondern politische Außenseiter, Ärzte, eher gewöhnt, am Krankenlager das Stethoskop zu benutzen, als auf der politischen Bühne gegen Atompilze zu kämpfen.

Dies ist die Geschichte einer Organisation mit einem komplizierten Namen: Die „Internationalen Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges (IPPNW)“. In kritischer Zeit entstand diese Organisation schnell und zielstrebig zur Abwendung der Katastrophe. Innerhalb von fünf Jahren nach ihrer Gründung war die IPPNW weltweit anerkannt: sie wurde mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. In diesen fünf Jahren gewann die IPPNW 135.000 Ärzte in mehr als vierzig Ländern als Mitglieder hinzu, um den

Nebelschleier des Schweigens über die Folgen eines Atomkrieges zu durchdringen. Diese Ärzte machten Millionen von Menschen die schreckliche Wirklichkeit klar, dass die Medizin in solch einem Krieg gänzlich machtlos sein würde, nirgendwo würde man vor dem tödlichen Zugriff des radioaktiven Fallouts sicher sein. Das Engagement ungezählter Menschen in der Bewegung gegen den Atomkrieg zwang die Regierungen, ernsthafte Verhandlungen aufzunehmen.

Gegen alle Expertenmeinung brachten die Ärzte das Gespräch mit den kommunistischen Kollegen in der UdSSR in Gang. Einige Leute in der US-Regierung und in den Medien des Westens hielten das für einen Akt des Verrats und der Kollaboration mit denjenigen, die durchaus das Überleben der Vereinigten Staaten in Frage stellten. Doch den Frieden erhält nicht, wer nur mit Freunden spricht. Man muss mit dem Feind reden.

Im Mittelpunkt dieser sich überschlagenden Ereignisse steht eine menschliche Begegnung: mein zufälliges Zusammentreffen mit einem sowjetischen Arzt, Eugen Tschasow. Er war der führende Herzspezialist der Sowjetunion, der Arzt der Mächtigen im Kreml.

Ohne unsere gewachsene Freundschaft wäre die IPPNW nicht vorstellbar. Durch Tschasows Beteiligung erhielt die Bewegung den Charakter einer Ost-West-Kooperation. Unsere Verbindung katapultierte mich als amerikanischen politischen Außenseiter auf eine neue Bahn. Auf einmal war ich so etwas wie ein Akteur in einem Spionageroman von Le Carré, jemand aus der nächsten Umgebung des Vorsitzenden der Kommunistischen Partei der UdSSR, der auf der kommunistischen Seite des Kalten Krieges das Feuer schürte.

Ich wünschte, dieses Buch beschrieb nur als wissenschaftliche Chronik eine vergangene Zeit. Aber die Geschichte, die ich zu erzählen habe, ist auch heute noch aktuell. Als der Kalte Krieg zu Ende war, war ja das Gespenst des Atomkrieges nicht in die Flasche zurück gekrochen, sondern nur aus dem Blickfeld geraten. Die Vereinigten Staaten, vielleicht die mächtigste Militärmacht der blutigen, kriegsbesessenen Menschheitsgeschichte, hielten an ihrem übervollen nuklearen Arsenal fest. Die Folgerung lag auf der Hand: Wenn der Starke solche Waffen benötigt, wird der Schwache sie nicht weniger brauchen. Also verbreiten sich diese Waffen rapide über die ganze Welt.

Das Klima verschlechtert sich. Schurken ignorieren die Forderungen der Staatengemeinschaft und greifen nach Nuklearwaffen, staatenlose Terroristen stehen bereit zum Kampf. Da das Wissen um die Kernkraft allgemein bekannt ist und es überall radioaktive Kernelemente gibt, die unzureichend bewacht sind, ist der Bau einer Massenvernichtungswaffe nicht länger nur ein Traum von Irren. Morgen schon werden die Selbstmordattentäter von heute Kernwaffengürtel tragen.

Dieses Buch erinnert an eine gnädige Errettung aus gefahrvoller nuklearer Konfrontation, die wichtige Lehren für die gegenwärtige geopolitische Misere bereithält. Selbst in den dunkelsten Tagen des Kalten Krieges, als die Sowjetunion ein „Reich des Bösen“ war, sprachen die USA mit der UdSSR, um

deren Denken zu verstehen. Sie argumentierten und verhandelten und erzielten Übereinkommen.

Die amerikanische Regierung unter Präsident George W. Bush hatte diese lebenswichtige Lektion vergessen. Die offizielle Politik hieß, mit einem Mantra unserer Tage, „Wir verhandeln nicht mit Terroristen“. Dieser Vorbehalt wurde mit Nachdruck wiederholt, als handele es sich dabei um den eigentlichen Wesenskern amerikanischer Moral und Redlichkeit. Aber wer mit Kanonen auf Spatzen schießt, verursacht Kollateralschäden, die im Gegenzug dem Terrorismus neue rachedurstige Kämpfer zuführen. Einen Krieg ohne absehbares Ende wird die amerikanische Gesellschaft zwangsläufig verlieren. Die demokratischen Institutionen sind den Herausforderungen unabsehbar andauernder Kriegführung kaum gewachsen.

Es ist wichtig, dass die Ereignisse verstanden werden, die vor einem Vierteljahrhundert im Hintergrund stattfanden. Die kritischen Fragen jener Zeit sind nicht verschwunden, sondern bestimmen die heutigen Ereignisse sehr nachdrücklich.

Warum gab es einen Kalten Krieg? Wer profitierte von seinem Andauern? Warum wurde eine ganze Nation verteufelt? Weshalb der faustische Pakt mit der Militärtechnologie? Weshalb die irrationale Anhäufung von Massenvernichtungswaffen, welche die Welt mehrfach zerstören können? Warum gelang es nicht, den atomaren Overkill auszuschließen? Der Feind, den unsere Waffen abschrecken sollten, hat seinen Platz auf der Bühne der Geschichte verlassen. Wozu also modernisieren die USA ihre Nuklearwaffen und leisten dabei deren weltweiter Verbreitung Vorschub?

Dieses Buch will die Antworten in der Vergangenheit finden. Wer die Lehren der Geschichte vergisst, wird dieselben Fehler wieder machen. Hätten wir in den späten Fünfziger- und den frühen 60er Jahren die Geschichte Vietnams gekannt, hätten wir wohl eine tragische Odyssee vermieden. Hätten wir die Folgen des Vietnamkrieges bedacht, hätten wir das ungeheure Irak-Desaster vermieden. Wir ignorieren die Geschichte zu unserem Schaden weiterhin. Die Geschichte der IPPNW und des erfolgreichen Einsatzes der Ärzte gegen die Atomgefahr könnte gegen den nuklearen Virus immun machen, der unser nationales Wohlergehen auf schreckliche Weise bedroht.

Unbeugsamer Optimismus ist die vielleicht wichtigste Lehre aus der anti-nuklearen Kampagne der Ärzte. Gegen alle Wahrscheinlichkeit brachte eine kleine Gruppe leidenschaftlich engagierter Ärzte Außerordentliches in Bewegung. Zielgenaue Aktivitäten machten Hoffnung und ermutigten zu weiterem Einsatz. Auf einmal fanden sich Fürsprecher, die die Entscheidungsträger bedrängten, sich dem Problem der nuklearen Bedrohung zu stellen.

Haben die Menschen auf dem Planet Erde eine Zukunft? Was die folgenden Seiten vermitteln, gibt Hoffnung.

Die Geschichte, die ich erzählen will, hält aber noch weitere Lehren bereit. Sobald wir unsere ethische Grundlage aufgeben, sind wir keine Supermacht mehr, sondern nur noch eine gefährliche Tyrannei. Die Straße von Hiroshima

führte auf die Schlachtfelder von Vietnam und Irak. Auf dieser Straße liegen die Schatten weiterer Katastrophen vor uns, und die unvermeidliche Folge der Selbstzerstörung. Wir haben bereits unsere von vielen beneidete Lage als „Stadt auf dem Berg“ (Matth. 5,14) untergraben und damit begonnen, das sorgsam gesponnene Gewebe unserer demokratischen Institutionen aufzulösen.

Wenn wir eine Zukunft ohne Massenvernichtungswaffen sichern wollen, so müssen wir vor allem anderen die ökonomischen und politischen Ungleichheiten ausräumen, welche die reichen und die armen Länder voneinander trennen. So wie die Berliner Mauer Ost und West voneinander schied, so baut heute diese Ungleichheit eine Mauer auf, die weltweites Chaos, Terrorismus und Krieg prophezeit. Mehr denn je benötigt die Menschheit ein Überlebensrezept. Dieses Erinnerungsbuch zeigt, dass Wandel möglich und erreichbar ist.

1

Die letzte Seuche

Ins ewige Dunkel, ins Feuer, ins Eis.

– DANTE, *Inferno*

Weichenstellungen, die den Lauf der Geschichte verändern,
gehen aus der individuellen Erfahrung von Milliarden Menschen hervor.

– HOWARD ZINN

RÜCKBLICKEND HAT MEIN GANZES LEBEN im Zeichen der Vorbereitung auf eine außerordentliche Herausforderung gestanden. Ich stand schon in der Mitte meines Lebens, als ich meine von Emotionen und Intellekt bewegte Reise durch unwegsames, auf keiner Karte verzeichnetes Gelände begann. Ich setzte meine Glaubwürdigkeit aufs Spiel und riskierte strafrechtliche Verfolgung, als ich mich, um die beispiellose Gefahr eines Atomkrieges zu besiegen, mit Mächten einließ, die als Feinde betrachtet wurden. Der Feind wurde zum Freund. Gemeinsam setzten wir eine weltweite Bewegung in Gang.

Dies ist meine Geschichte und zugleich die einer Organisation, die gegründet wurde, um Millionen von Menschen weltweit in einem Kampf ums Überleben zusammenzuführen. Meine Identität und die der Organisation verschmolzen weitgehend miteinander. Die Arbeit für die Organisation wurde meine Hauptbeschäftigung, ja eine Obsession. Während ich meine Berufstätigkeit als Klinikarzt, Herzspezialist, Lehrer und Forscher mit Leidenschaft betrieb, nahmen die „Internationalen Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges (IPPNW)“ immer mehr von meiner Kraft in Anspruch.

Geboren bin ich in Litauen. Schon als Kind war ich dem Bösen begegnet, das alle menschliche Erfahrung brandmarken kann. Litauischer Antisemitismus ging dem Hitler-Regime voraus, und Sturmtruppen der Nazis folgten. Als ich ein Teenager war, Mitte der 30er Jahre, wanderte meine Familie mit mir in die Vereinigten Staaten aus. Der kulturelle Anpassungsschock war schmerzlich und schärfte zugleich meine Sinne. Weltoffene Eltern vermittelten mir das Bewusstsein, dass der Mensch nicht zum Zweck der Selbstbereicherung lebt, sondern die Aufgabe hat, das Leben für die folgenden Generationen leichter zu machen. Die jüdische Herkunft sorgte für feste moralische Verankerung.

Als ich mich für die medizinische Laufbahn entschied, bekam ich es heftig mit der rauen Wirklichkeit zu tun. Für mich reichte die ärztliche Tätigkeit

weit über das Krankenbett hinaus. Ich war der Meinung und bin es noch immer, dass Ärzte, die den heiligen Eid für die Bewahrung der Gesundheit und den Schutz des Lebens ablegen, Verantwortung für das Wohlergehen der menschlichen Familie übernehmen.

Meine frühe Lebensgeschichte stand im Zeichen der elementaren Einübung von Fähigkeiten für den Sprung in tiefere Wasser. Oft kommt die Veränderung mit langsamen Schritten daher. In meinem Fall gab es da einen Augenblick der Wahrheit, der das Leben für alle Zukunft grundlegend veränderte. Es geschah ganz unerwartet.

Es war 1961. Ich forschte als habilitierter Dozent mit regulärem Lehrauftrag an der Hochschule für öffentliche Gesundheit in Harvard über das vertrackte Problem des plötzlichen Herztodes. Dr. Frederick Stare, der den Maverickschen Lehrstuhl für Ernährungswissenschaft innehatte, unterstützte mich dabei. Er stellte mir ausreichenden Laboratoriumsplatz, angemessene finanzielle Mittel und alle Freiheiten für meine medizinischen Untersuchungen in alle Richtungen bereit. Zur selben Zeit hielt ich Vorlesungen für Studenten und Mitarbeiter am Peter-Bent-Brigham-Hospital, und arbeitete mit dem berühmten Kliniker und Pionier der Kardiologie Dr. Samuel A. Levine zusammen. Zur Unterstützung meiner Familie unterhielt ich außerdem eine kleine private Praxis, in der ich in erster Linie Patienten von Dr. Levine betreute. Ich war glücklich verheiratet und unsere drei lebhaften Kinder füllten uns vollständig aus. Ich war ehrgeizig und optimistisch.

Da sprach mich Dr. Roy Menninger an, ein promovierter Psychiater, der gerade nach Topeka in Kansas zurückging, wo seine Familie die Menninger-Klinik gegründet hatte. Roy war Quäker. Er bat mich, ihn zu einer Vorlesung des britischen Friedensaktivisten und Parlamentsabgeordneten Philip Noel-Baker zu begleiten, die in einem Privathaus in Cambridge stattfinden sollte. Zwei Jahre zuvor hatte Baker den Friedensnobelpreis erhalten. Sein Thema in Cambridge galt dem atomaren Rüstungswettlauf als Bedrohung des Überlebens der Menschheit.

Ich hatte für das Thema Atomkrieg wenig Interesse, obwohl ich mehr als zehn Jahre zuvor John Herseys Buch *Hiroshima* gelesen hatte. Das Grauen, das Hersey beschrieb, lag nur auf dem Grund meiner Erinnerung. Meine Karriere zeigte steil aufwärts. Vor kurzem erst hatte ich eine neue Methode entdeckt, die gleichstrominduzierte Defibrillation, die den Herzstillstand beheben konnte, und ich hatte ein neues Instrument entwickelt, den Kardioverter, zur Behandlung der verschiedenen Herzrhythmusstörungen.¹ Beide Methoden trugen zur Revolutionierung der modernen Kardiologie bei. Es kamen viele Einladungen zu Vorlesungen. Experimentelle Erkenntnisse und klinische Beobachtungen wollten niedergeschrieben und veröffentlicht werden. Die ärztliche Tätigkeit beanspruchte alle meine freie Zeit. Es erschien mir als Verschwendung, einen kostbaren Abend auf eine Sache zu verwenden, die meiner Erfahrung und meinen Interessen so fern lag. Aber Roy, der aus mehreren Unterhaltungen meine humanitäre Grundeinstellung

kannte, beharrte darauf. Da er nicht nachgab, stimmte ich zu und lud auch Dr. Sidney Alexander ein, den einzigen Kollegen, der als Kardiologe in meinem Labor arbeitete.

Ich weiß nicht mehr viel vom Inhalt jener Abendvorlesung, aber ich erinnere mich an die zentrale Botschaft: Wenn die Anhäufung von Massenvernichtungswaffen weitergeht, werden sie letztendlich auch eingesetzt werden und das Leben auf dem Planeten Erde auslöschen. Diese Worte klangen wie aus dem Mund eines alten hebräischen Propheten, eine Jeremiade über das Ende aller lebenden Zivilisation.

Ein merkwürdiger Widerspruch rüttelte mich wach. Ich verwandte jede freie Minute darauf, den plötzlichen Herztod zu besiegen, der alle neunzig Sekunden einen Amerikaner und noch weit mehr Menschen in aller Welt das Leben kostete. Nun wurde mir klar, dass die größte Gefahr für das menschliche Überleben nicht der Herztod war, sondern die nukleare Katastrophe. Nach der Vorlesung verließ mich dieser beunruhigende Gedanke kaum noch. Meine Gefühle reichten von Grauen und Verzweiflung bis zu hilfloser Wut.

Von Beruf bin ich klinischer Herzspezialist, vom Temperament her Chirurg. Wenn mich schwere Sorge umtreibt, flüchte ich mich nicht zu Innenschau und meditativer Einkehr. Intellektuelle Haarspalterei liegt mir nicht. Ich war schon lange ein gesellschaftlicher Aktivist, ich kämpfte für die allgemeine Krankenversicherung und gegen Rassendiskriminierung. Aber bis zu dem Moment, als ich Philip Noel-Baker hörte, hatte ich über die Herausforderungen des Nuklearzeitalters nicht nachgedacht. Nun hatte ich keine andere moralische Wahl, als zu handeln. Aber was sollte ich tun?

Ich sammelte eine kleine Gruppe ärztlicher Kollegen aus den Krankenhäusern in Harvard um mich: aus dem Peter-Bent-Brigham-Hospital (jetzt Brigham-and-Women's), aus dem Massachusetts General, und aus dem Beth Israel. Mit vierzig war ich der Älteste von etwa einem Dutzend Ärzten in unserer Gruppe.

Wir trafen uns alle zwei Wochen in meinem Haus im Vorort Newton. Zunächst gab es für die Zusammenkünfte keinen vorgegebenen Plan. Wir wussten so gut wie nichts über Atomwaffen und Strahlenbiologie. Wir fragten uns kein einziges Mal, ob sich Ärzte, weitab von ihrem medizinischen Wissen in eine kontroverse politische Arena begeben durften.

Unsere Treffen ähnelten einem Lesezirkel, nur dass das Buch, das gelesen werden sollte, erst noch zu schreiben war. Wir kannten wohl Zeitschriftenclubs, wo aktuelle medizinische Veröffentlichungen kritisch begutachtet wurden. Aber die verfügbare Literatur zum Nuklearthema war begrenzt. Natürlich gab es die Erfahrung von Hiroshima und Nagasaki. Die Atombomben auf der Grundlage der Kernspaltung, die über jenen beiden Städten abgeworfen worden waren, hatten wohl eine tausendfach größere Zerstörungskraft als ihre chemischen Vorgänger, aber diejenige der Wasserstoffbomben auf der Grundlage der Kernfusion lag abermals um ein Tausendfaches darüber.

Viele Fragen bedrängten uns. Nie zuvor hatte der Mensch über eine Zerstörungskraft verfügt, die den Planeten unbewohnbar machen konnte. Man kannte diese Tatsache, aber man hatte sie nicht begriffen. Alles Begreifen versteht sich im Allgemeinen innerhalb der Grenzen der Erfahrung. Die Welt hat aber die Erfahrung der Explosion von Multimegatonnen noch nicht gemacht.

War wirklich anzunehmen, dass diese Waffen eingesetzt würden? Welche Umstände könnten ein Land veranlassen, einen Atomkrieg zu führen? Welches Ausmaß hätte wohl ein Angriff, wie geschähe er und mit welcher Stoßrichtung? Was wären die medizinischen Folgen eines (im damaligen Sprachgebrauch) „nuklearen Schlagabtausches“? Waren wir als Ärzte besonders aufgerufen, uns zu Wort zu melden, oder lag die nukleare Gefahr sowohl jenseits unserer Erfahrung als auch außerhalb unserer gesellschaftlichen ärztlichen Aufgaben? Wie konnten wir an einschlägige Daten gelangen? Worauf sollten wir unseren Diskurs konzentrieren? Welche Plattform kam für unseren antinuklearen Einsatz in Frage? Würde das militärische Establishment, wo die echten Experten saßen, unsere Schlussfolgerungen lächerlich machen? Würde überhaupt jemand auf uns hören, und würde unsere Stimme etwas bewirken? Wie sollten wir dem breiter werdenden Graben zwischen den uninformierten Bürgern und den isolierten Entscheidungsträgern begegnen? Wir hatten unzählige Fragen, aber nur wenige Antworten.

Ärzte sind letztlich immer Pragmatiker, angesichts eines bedrohlich Erkrankten müssen sie handeln, auch wenn viele dazu notwendige Daten fehlen. Professionalität ist die Bereitschaft zu konsequentem tatkräftigen Handeln auch ohne vollständige Information. Das jedenfalls galt auf dem Gebiet, das wir uns ausgesucht hatten.

Sechs Monate nach dem ersten Treffen bei mir zu Hause war unsere Gruppe auf etwa zwölf ständige Teilnehmer angewachsen. Fast die Hälfte davon waren Psychiater, außerdem Victor Sidel und Jack Geiger, zwei Spezialisten des öffentlichen Gesundheitswesens mit einer langen Liste bemerkenswerter politischer Aktivitäten zugunsten armer und rechtloser Mitbürger. In der Mehrzahl waren wir Ärzte, unsere Stärke war zu forschen, zu analysieren, zu schreiben und zu publizieren.

Ich kann mich nicht erinnern, wer als Erster den Vorschlag machte, eine Reihe medizinischer Artikel über die gesundheitlichen Folgen atomarer Explosionen, speziell für zivile Bevölkerungsgruppen, zu verfassen. Dabei war unser Anspruch hoch, wir wollten diese Artikel in der anspruchsvollsten Zeitschrift des Landes unterbringen, dem *New England Journal of Medicine*. Das schien aber einigermaßen utopisch, zumal diese Zeitschrift von der damals erzkonservativen Medizinischen Gesellschaft von Massachusetts herausgegeben wurde. Sollten die Beiträge aber doch veröffentlicht werden, so hofften wir auf eine breit gefächerte Diskussion als Beginn des mühsamen Prozesses, eine informierte Öffentlichkeit herzustellen. Dies sollte ein erster

Schritt auf dem langen Weg sein, der zur Befreiung der Welt von Nuklaffen führen sollte.

Wir waren uns einig, dass es darum ging, dem Unbegreiflichen wissenschaftliche Glaubwürdigkeit zu verschaffen und – was vielleicht noch wichtiger war – dass wir ein realistisches Szenario vorstellen wollten, welches in der öffentlichen Auseinandersetzung um die nukleare Bedrohung bis dahin gefehlt hatte. Hatten wir unser Ziel einmal festgelegt, so hielt uns nichts mehr zurück. Über vierzig Jahre danach stehe ich noch immer unter dem Eindruck der scharfsinnigen Klugheit jener kleinen Gruppe von Autoren, ihrer außerordentlichen Kraft, ihrer immerwährenden Einsatzbereitschaft und ihrer Fähigkeit, tief vergrabene und äußerst bedeutsame Informationen ans Licht zu bringen.

Niemand war besser dafür geeignet als Victor Sidel und Jack Geiger. Vic sorgte nachdrücklich für Disziplin, wie ein Unteroffizier der Marines hielt er die kleine Truppe nach strengem Zeitplan in Trab. Ein Anruf von Vic war immer wirkungsvoll. Es schien sehr viel leichter, das Notwendige zu erledigen, als auf Ausreden zu sinnen, mit denen er sich zufrieden gegeben hätte. Vic hatte eine Spürnase, um Dinge ans Licht zu bringen, und er verfügte über die Geschicklichkeit eines Anthropologen, wenn es darum ging, aus Bruchstücken von Daten tiefe Erkenntnisse herzuleiten. Seine Fähigkeiten als Forscher glätteten unsere Schreibversuche und gaben ihnen einen brillanten wissenschaftlichen Schliff.

Jack Geiger war entspannter, aber ebenso ein Workaholic, begabt mit dem Scharfsinn eines vollendeten Disputanten. Als ehemaliger Sportreporter bei Associated Press sammelte er Unmengen verschiedenster Informationen und verwandelte sie in hervorragend lesbare Texte.

Ich erinnere mich an eine Szene, wie immer, spät nachts am Küchentisch: Jack sitzt an der Schreibmaschine, eine Zigarette klebt an seiner linken Unterlippe, während Vic und ich umhergehen. Das schnelle Stakkato der Tasten begleitet Vics und meine heftige Kontroverse über irgendeine Formulierung. Jack gibt sich als Gerichtsstenograf, der unsere Weisheiten zu Papier bringt – so dachten wir jedenfalls. Tatsächlich enthielten die endlos hervorquellenden Seiten weder die Zusammenfassung noch eine Bewertung der heißen Diskussion, sondern deren erfindungsreiche und wesentlich verbesserte Wiedergabe, nur hin und wieder mit lockerem Bezug zu dem, was wir erörtert hatten. Und doch hielt jeder von uns beiden es für ein geistvolles Destillat seiner eigenen Einfälle.

Der Mangel an genauen Daten hinderte uns nicht, ein stimmiges und klares Bild zusammzusetzen. Bis Dezember 1961 hatten wir fünf Artikel fertig, in denen wir die biologischen, physischen und psychologischen Wirkungen eines gezielten Kernwaffenangriffs auf Boston beschrieben.

Zuerst erklärten wir, weshalb Ärzte sich diesem Problem zu stellen hatten: „Die Antwort ist klar. Keine andere Berufsgruppe ist gleichermaßen tief mit dem Überleben der Menschheit befasst und diesem verpflichtet. Keine ist

gleichermaßen darin geübt, lebensbedrohlichen Situationen mit praktischen Maßnahmen zu begegnen. Ärzte wissen aber auch: Eine vernünftige Therapie beruht auf genauer Diagnose und realistischer Einschätzung dessen, was zu tun ist.“

Diese erste ärztliche Studie beruhte in weiten Teilen auf Erkenntnissen des Vereinigten Kongresskomitees zu Fragen der Atomenergie, genannt Holifield-Komitee², das Anhörungen über die Konsequenzen eines thermonuklearen Angriffs auf die Vereinigten Staaten durchgeführt hatte. Für unsere Studie nahmen wir an, dass Massachusetts das Ziel von zehn Waffen mit insgesamt sechshundertfünfzig Megatonnen Sprengkraft sein sollte. Wir konzentrierten uns auf die Zerstörung von Boston und Umgebung. Zwecks Datensammlung nahm ich rücksichtslos jeden in meiner unmittelbaren Umgebung in die Pflicht, eingeschlossen meine Tochter Ann, damals zwölf Jahre alt. Sie zählte die Anzahl der Krankenhausbetten in den von uns angenommenen Druckwellen-, Feuer- und Strahlungszonen. Jahrelang hatte sie danach Alpträume.

Wir gingen davon aus, dass Druckwelle, Feuer und Strahlung eine beispiellose Zahl an Opfern fordern würden. 1.000.000 von den 2.875.000 damaligen Bewohnern der Bostoner Hauptstadtfläche würden auf der Stelle getötet werden, 1.000.000 wären tödlich verletzt, weitere 500.000 Verletzte könnten vielleicht überleben.

Zehn Prozent der 6.500 Ärzte in Boston blieben unverletzt am Leben und imstande, den vielen Verletzten zu helfen. Nach dem Angriff hätte ein Arzt wohl 1.700 Schwerverletzte zu versorgen. Daraus folgte, dass ein einzelner Arzt, wenn er nur zehn Minuten für die Diagnose und Behandlung eines Verletzten aufwendete, bei einem Arbeitstag von zwanzig Stunden acht bis vierzehn Tage benötigen würde, um auch nur einmal nach jedem Verletzten zu sehen. Das hieß, dass die meisten Schwerverletzten ohne jede ärztliche Hilfe bleiben würden, und wäre es auch nur, um vor dem qualvollen Tod ihre Schmerzen zu lindern.³

Jede dieser Zehn-Minuten-Untersuchungen müsste ohne Röntgengerät, Labor und andere diagnostische Hilfsmittel, medikamentöse Unterstützung, Schmerzmittel, Blut, Plasma, Sauerstoff, Betten und ohne die minimalste medizinische Ausrüstung stattfinden. Anders als Hiroshima und Nagasaki würde Boston keinerlei Hilfe von „außerhalb“ erwarten dürfen. Es würde keinerlei medizinische Organisation mehr geben, die auch nur die einfachsten Hilfsmaßnahmen leisten könnte.

Wir kamen zu dem Schluss, dass es auf eine Katastrophe von solchem Ausmaß keinerlei sinnvolle medizinische Antwort gab. Ärzte, die helfen wollten und dazu imstande wären, würden mit nie zuvor gesehenen Verletzungen und Beschädigungen konfrontiert werden. Die Patienten würden Brüche haben und Verletzungen innerer Organe, tiefe Verwundungen im Brust- und Bauchbereich, zahlreiche Fleischwunden, Blutungen, Prellungen und Verbrennungen zweiten und dritten Grades. Viele, wenn nicht alle,

wären subletalen oder letalen Strahlungsdosen ausgesetzt gewesen. Viele würden unter Schock stehen und psychisch gestört sein.

Mehr als ein Drittel der Überlebenden würde in den folgenden zwölf Monaten nach einem nuklearen Angriff an Epidemien zugrunde gehen, ausgelöst durch die zusammentreffenden Ursachen, Ernährungsmangel, überfüllte Schutzräume, mangelhafte sanitäre Einrichtungen, Immunschwäche, Versorgung mit kontaminiertem Wasser, explodierende Insekten- und Nagetierpopulationen als Bakterienüberträger, unzulängliche Totenbestattung, Mangel an Antibiotika und mangelhafte medizinische Versorgung. Die restlichen Überlebenden wären geeignete Kandidaten für Tuberkulose, unbeherrschbare Sepsis und vielerlei Pilzinfektionen.

Weder psychisch noch moralisch würden die Ärzte den medizinischen und ethischen Aufgaben gewachsen sein, die sie nach einem Kernwaffenangriff erwarteten. Wir mussten uns mit Fragen befassen, die wir nie zuvor bedacht hatten.

Wie soll ein Arzt angesichts tausender Opfer diejenigen herausfinden, die zuerst behandelt werden müssten, sofern da überhaupt welche zu behandeln wären? Wie soll einer sich entscheiden, entweder Wenigen das Leben zu retten, oder Vielen die Qualen zu erleichtern? Wenn schmerzlindernde Narkotika und Analgetika knapp sind, welche Pflichten hat dann der Arzt gegenüber den tödlich Verletzten oder jenen mit unheilbaren Krankheiten? Was hat Vorrang: Lebensverlängerung oder Schmerzlinderung? Was soll der Arzt denen sagen, die, unter größten Schmerzen leidend, nach aktiver Sterbehilfe verlangen? Was soll dann die heiligen Eide ersetzen, die das ärztliche Handeln seit Jahrtausenden bestimmen? Die moderne Medizin hat dem Fall eines thermonuklearen Krieges nichts entgegenzusetzen, nicht einmal eine symbolische Hilfe.⁴

Wir fanden als Antwort nur die Wiederholung einer alten ärztlichen Wahrheit: In bestimmten Fällen ist Vorbeugung die einzig wirksame Therapie. Wir gaben also einen Aufruf heraus: „Aus Verantwortung für das Leben ihrer Patienten und die Gesundheit ihrer Gesellschaft müssen Ärzte ein neues Feld der Präventivmedizin erkunden: die Verhütung eines thermonuklearen Krieges.“

Unsere Arbeit an diesen Texten heizte unsere Entschlossenheit als Aktivisten gegen die nukleare Bedrohung an. Wir konstituierten uns als Ärzte in sozialer Verantwortung (Physicians for Social Responsibility, PSR). Unser erstes Ziel war die weitestmögliche Verbreitung unserer Erkenntnisse in der medizinischen Öffentlichkeit.

Als führendem Mitglied der Gruppe übertrug man mir die Aufgabe, *The New England Journal of Medicine* für die Veröffentlichung unserer Erkenntnisse und Schlussfolgerungen zu gewinnen. Anstatt nun dort einfach nur Artikel anzubieten, wollte ich das Interesse des berühmten Bostoner Kinderarztes Dr. Joseph Garland wecken. Dieser hatte als Herausgeber des *Journals* in den vorausgegangenen fünfzehn Jahren eine herausragende Rolle dabei

gespielt, es zu einer der weltbesten medizinischen Zeitschriften zu machen. Er war ein bärbeißiger Neu-Engländer, der wenig Worte machte, mit einem eigenen Sinn für Humor.

Garland zeigte sich von meinem Vorschlag sehr irritiert und wies den Gedanken an eine solche Veröffentlichung auf der Stelle zurück, zumal er das Thema nicht als medizinisch, sondern als radikal und politisch beurteilte. Lachend meinte er, im Fall einer Publikation unserer Beiträge würde er wohl von den Eigentümern des *Journals*, der Medizinischen Gesellschaft von Massachusetts, auf der Stelle gefeuert, weil diese „in solchen Dingen konservativ dachten“. Er amüsierte sich über meine Zusicherung, in diesem Fall würde die gerade flügge werdende PSR nichts unversucht lassen, um einen gleichwertigen Job für ihn zu finden. Kein Argument und kein Versprechen schienen ihn zu beeindrucken. So ließ ich ihm die Manuskripte da und hoffte, er werde sie wenigstens aufmerksam lesen.

Wir hatten uns am Freitag getroffen. Am darauf folgenden Montag rief mich Garlands Büro an und bat um einen nahen Termin. Als wir uns am selben Tag trafen, zeigte sich, dass er tatsächlich jeden Artikel sorgfältig gelesen und seine Meinung geändert hatte. Er deutete an, dass ihm unsere sorgfältig ausgearbeiteten Manuskripte doch überzeugend erschienen, akzeptierte sie und sagte mir außerdem zu, für eine baldige Publikation zu sorgen. Zum Ausgleich wollte er eines der konservativeren Mitglieder aus der Führungsriege der Medizinischen Gesellschaft von Massachusetts bitten, die Gegenmeinung zu vertreten.

Etwa drei Monate vor dem erwarteten Publikationstermin bereitete dieser gewitzte Yankee die Sache mit einem eindrucksvollen Leitartikel vor. Dr. Garland wies auf die Gründung der PSR hin, äußerte Anerkennung für unsere Botschaft und folgerte: „Die letzte große Auseinandersetzung könnte darum gehen, ob die Intelligenz des Menschen, der sich in sozialer Verantwortung weiß, seine Besessenheit für die Techniken der Zerstörung besiegen wird.“⁵

Die vorbereiteten Artikel erschienen am 31. Mai 1962 als Symposium unter dem Titel „Die medizinischen Konsequenzen des Atomkrieges“. Eine kurze Anmerkung des Herausgebers Dr. Garland begleitete sie unter der Überschrift „Erdbeben, Wind und Feuer“.⁶ Er hatte sich zu unserer Sache bekannt. „Es geht nicht mehr darum, wie die Nation sich vor der Explosion schützen oder davor fliehen kann, sondern darum, sie zu verhüten“, schrieb er. „Das wird nicht einseitig durch Unterwerfung erreicht, sondern nur durch Überzeugung all derer, die an dem irrsinnigen Wettlauf beteiligt sind, und durch entschlossene Führung bei der Suche nach dem Ausweg.“ Er zitierte den Dichter John Greenlaf Whittier, einen Gegner der Sklaverei:

Schicke in unsere heiße Begierde
Deine balsamische Kühle
Mache unsre Sinne stumpf

und unsere Körper müde
und sprich in Beben, Wind und Feuer
Du sanfte schwache Stimme des stillen Friedens.

Das Symposium hatte eine beispiellose Wirkung. Die beiden führenden Bostoner Tageszeitungen stellten die Ergebnisse auf den Titelseiten in aller Ausführlichkeit vor. Aber nicht nur die örtliche Presse war wachgerüttelt worden, sondern die ganze Welt.

Wir hatten mit heftigem und detailliertem Widerspruch von Experten des Pentagon gerechnet, wenn schon nicht gegen unsere Daten, so doch gewiss gegen unsere Schlussfolgerungen. Nun wurden unsere Erkenntnisse auf höchst beunruhigende Weise dadurch bestätigt, dass sich kein Kritiker zu Wort meldete. Wir hatten angenommen, dass das Militär längst Bescheid wusste, die Ergebnisse aber vor den Augen der Öffentlichkeit verborgen hielt, um keine Panik oder – was aus militärischer Sicht weit schlimmer scheinen mochte – eine politische Lawine gegen Massenvernichtungswaffen auszulösen. Wir hatten uns auf einen Angriff vorbereitet. Er blieb aus. Ganz im Gegenteil erhielten wir eine Fülle von an die sechshundert Anfragen nach Sonderdrucken von Leuten aus den verschiedensten Bereichen des Militärs. Auch das Pentagon und die Katastrophenschutzbehörde streckten ihre Fühler aus, um zu erfahren, ob wir als Berater in ihren Dienst treten würden. Wir lehnten das ab, weil in diesem Fall unsere Arbeit kontrolliert worden wäre.

Das Symposium gab unserer neuen Organisation auf vielerlei Weise Schwung. Wir konnten nun die PSR sehr schnell vergrößern (die Organisation existiert und steht fest bis zum heutigen Tag, vierzig Jahre danach). Sie führte viele im Kampf gegen die Nuklearbewaffnung zusammen. Sie mobilisierte die öffentliche Meinung und förderte den Widerstand gegen Atomwaffentests in der Atmosphäre. Sie stärkte andere Organisationen, wie das Komitee für eine rationale Atompolitik (Committee for a Sane Nuclear Policy, SANE), und Frauen im Einsatz für den Frieden (Women's Strike for Peace).

Jerome Wiesner, Wissenschaftsberater Präsident Kennedys im Weißen Haus, räumte diesen beiden Organisationen nun größeren Einfluss ein, was dem Vertrag zur Begrenzung von Atomwaffentests von 1963 (Limited Test Ban Treaty) zugute kam. Dieser Vertrag untersagte Atomtests in der Atmosphäre, unter Wasser und im Weltraum. Noch ehe er das Parlament passiert hatte, rief mich das Weiße Haus im Auftrag Präsident Kennedys an. Er schlug vor, die PSR solle Anzeigen schalten in Zeitungen in ausgewählten Staaten des Mittleren Westens, deren Senatoren gegen den Vertrag waren. Das taten wir. Ohne die Veröffentlichung unserer Beiträge im *New England Journal of Medicine* hätte die PSR wohl niemals die Aufmerksamkeit der Regierung Kennedy auf sich ziehen können.

Das vielleicht wichtigste Ergebnis unserer Recherchen war, dass sie dem Wahn ein Ende machten, man könne sich vor den Folgen eines Atomangriffs schützen. Diesem waren die Vereinigten Staaten in den frühen 60er Jahren

aufgesessen. Es gab eine massive Bewegung für die Einrichtung unterirdischer Räume zum Schutz vor dem nuklearen Fallout – ein Irrsinn, dem die Regierung nichts entgegensetzte.

Ein Arzt in meiner Verwandtschaft baute eine Art Stahlkammer außerhalb seines Hauses und traf Vorkehrungen für Wasserversorgung, Nahrungsmittel, Medikamente und Sauerstofftanks für mehrere Monate. Ein Geigerzähler ragte heraus wie das Periskop eines Unterseebootes. Er sollte das Absinken der Strahlung auf ein ungefährliches Niveau anzeigen, so dass man das selbst geschauelte Grab wieder verlassen könnte. Viele Schutzräume für die Wochen des Überlebens waren mit Waffen ausgestattet, um die Nachbarn umzulegen, die keine solchen Räume hatten. Was wir herausgefunden hatten, machte die Vorstellung, dass man unter der Erde sicher sei, zunichte. Wir zeigten, dass ein solches Versteck im Fall eines Atomschlags womöglich der allerschlechtesten Aufenthaltsort sein würde. Das Wüten von Feuerstürmen würde ihnen den Sauerstoff entziehen und die Leute in den Schutzräumen würden ersticken, noch ehe sie verstrahlt und zu Asche geworden wären. Es gab wirklich keinen sicheren Unterschlupf.

Wir halfen mit, antinukleare Bewegungen rund um die Welt zu gründen und bereiteten das globale Terrain für die internationale Organisation, die etwa zwei Jahrzehnte später entstand. Städte in der ganzen Welt benutzten unsere Studie als Vorlage. Wir lieferten eine Modellvorstellung, mit der man verstehen konnte, was in Hiroshima und Nagasaki geschehen war, indem wir die voraussichtliche Einäscherung, Zerstörung und Verstrahlung der unmittelbaren Nachbarschaft und der vertrauten Umgebung Bostons in allen Details schilderten. Das Beispiel löste ein globales Bewusstsein für die katastrophalen Folgen aus, mit denen die Menschheit zu rechnen hatte. Wir verstärkten unsere Anstrengungen mit einer Buchveröffentlichung. Der Titel hieß *The Fallen Sky* und erschien in mehreren Auflagen.⁷ Zu unserer großen Überraschung wurden wir als Experten anerkannt und man lud uns als Redner zu verschiedenen Veranstaltungen ein. Auch vor Kongressausschüssen wiesen wir nach, welche medizinischen Konsequenzen eine Kriegsführung mit Kernwaffen haben würde.

Wir verkündeten freilich eine Botschaft, die kaum zu vermitteln war. Das Undenkbare ist aus guten Gründen undenkbar. Im Grunde genommen übersteigt das Ergebnis eines Nuklearangriffs notwendigerweise jede vernünftige Vorstellung. Wie es schon zum Thema Holocaust hieß: *Wer bei Verstand ist, der muss ihn verlieren, und wer nicht verrückt geworden ist, der muss es schon gewesen sein.*

Albert Einstein, wie allgemein bekannt ist, ermahnte die Welt, dass „die entfesselte Kraft des Atoms alles verändert hat, ausgenommen unsere Denkgewohnheiten, so dass wir auf eine Katastrophe ohne jedes Beispiel zutreiben. Wir brauchen eine vollkommen neue Art und Weise des Denkens, wenn die Menschheit überleben soll“.⁸ Wenn auch die Auseinandersetzung im Dschungel der internationalen Politik für Ärzte etwas Neues war, so waren doch

wenige so prädestiniert wie sie, eine neue Nachdenklichkeit im Hinblick auf unser aller Überleben auszulösen, genau dafür erhoben wir unsere Stimme. Die Widersprüchlichkeit unserer Zeit liegt darin, dass die Drohung der vollständigen Auslöschung und die Möglichkeit nie erträumten Überflusses beide aus dem Zeitalter der Aufklärung und der technologischen und wissenschaftlichen Revolution hervorgegangen sind. Auch das Heilsversprechen allgemeiner Gesundheit ist ein Kind der Aufklärung.

Der vielleicht wichtigste Grund für diese Memoiren ist es, auf verzerrte Darstellungen der Geschichtsschreibung aufmerksam zu machen, wie sie häufig zu finden sind. Geschichtsbücher erwecken oft den Anschein, alles Handeln sei nur ein paar Dutzend herausragenden Individuen zuzurechnen. Die großen Führer, die Breschnews, Reagans, Gorbatschows, Bushs, Blairs und Clintons, sitzen am Schachbrett und bewegen die Figuren von Feld zu Feld. Das scheinen die einzigen Spieler auf der Bühne der Geschichte zu sein, auf die es ankommt. Wir Übrigen sechs Milliarden sind nützliche Beigaben, aber weitgehend bedeutungslos. Im Gegensatz dazu bin ich überzeugt, dass wir alle die Kraft haben, den Gang und Verlauf der Ereignisse wirksam zu beeinflussen. Dieses Buch ist die Chronik der Geschichte einer, von vielen unbekanntenen Menschen getragenen und geführten Bewegung, die ganz eindeutig einen tief greifenden Einfluss auf den Lauf der Menschheitsgeschichte hatte.

In den turbulenten Zeiten der Regierung Reagan brachten wir eine neue Agenda voran und lenkten die Regierenden auf einen anderen Weg.

Der amerikanische Historiker Howard Zinn hat geschrieben:

„Es mag paradox scheinen, und ist doch die einfache Wahrheit, dass ganz im Gegenteil die wegweisenden historischen Ereignisse sich in der Mitte der anonymen Massen ereignen ... Weichenstellungen, die den Lauf der Geschichte verändern, gehen aus der individuellen Erfahrung von Milliarden Menschen hervor ... Unterstellt man, dass unsere Geschichte von Präsidenten und Generälen und anderen „bedeutenden“ Leuten bestimmt würde, so erzeugt man das Bild einer passiven Bürgerschaft, die ihre Kraft nicht kennt, in der steten Erwartung eines Erlösers von oben – Gott oder der nächste Präsident – der Frieden und Gerechtigkeit bringen soll.“⁹

Wie Zinn denke ich, dass in einer lebenswerten Welt die Bürger eine neue Stufe der Teilhabe gewinnen müssen. Unsere Geschichte beweist, dass das möglich ist. Ärzte haben gezeigt, dass sie das streng bewachte Terrain der Entscheidungsträger betreten und dort etwas bewirken konnten.

Ich habe mich entschlossen, diese Erinnerungen aufzuschreiben, weil ich Zeuge der Entwicklung ganz außerordentlicher Ereignisse war. Diese Ereignisse waren ein Beispiel dafür, was selbst eine sehr kleine Gruppe erreichen kann, die sich konsequent und diszipliniert einer einzigen Aufgabe widmet. Die vielleicht wichtigste Botschaft dieser Denkschrift heißt: Auch eine solch kleine Gemeinschaft kann den Lauf der Geschichte beeinflussen und verändern.

2

Erste Verbindungen nach Russland

Man rühmt die Russen mehr für ihre Dichtkunst als für ihren Fleiß.
– BILL KELLER, *New York Times*, 1991

ZU EINER ZEIT, als die Vereinigten Staaten und die UdSSR sich gegenseitig mit der Zerstörung bedrohten, standen Ärzte aus beiden verfeindeten Ländern gemeinsam am Ruder der IPPNW. Diese Organisation hätte es nicht gegeben, wenn ich nicht in den vorangegangenen fünfzehn Jahren eine Verbindung nach Russland gepflegt hätte.

Die Verbindung begann auf ganz unwahrscheinliche Weise, als ich einmal Vermutungen über ein paar Schuhe anstellte. Es war in Indien, im Jahr 1966, auf dem Fünften Weltkongress für Kardiologie. Ich hatte gerade im Ashoka-Hotel in Neu Delhi den Lift betreten, als ein kleiner, lebhafter, gut gekleideter Herr hinzukam. Ich versuchte ihn einzuordnen und schaute dabei ganz zufällig nach unten auf seine Schuhe. Sie waren grob, schwer und fest und unterschieden sich sehr von seiner ansonsten eleganten Kleidung. Er muss Russe sein, dachte ich, nur ein Russe konnte solche Schuhe tragen.

Der Mann war Eugen Tschasow.* Ich kannte seinen Lehrer, das Akademiemitglied Alexander L. Myasnikow, einen Russen von der Statur unseres Dr. Paul Dudley White, des Leibarztes von Präsident Eisenhower. Tschasow war genau der Mann, den ich unbedingt treffen wollte. Das hatte gar nichts mit der nuklearen Bedrohung zu tun. Ich war vielmehr frustriert wegen der mangelhaften Unterstützung, die das Nationale Gesundheitsinstitut für die Forschung über das schreckliche Problem des plötzlichen Herztodes aufbrachte. Ich stellte mir vor, ein russischer Kardiologe könnte mithelfen, die Aufmerksamkeit Amerikas hierauf zu lenken. Der Gedanke war einigermaßen hirnrissig, wenn nicht gar talmudisch.

Als die UdSSR 1957 den Sputnik-Satelliten in die Erdumlaufbahn brachten, brannte dieser Erfolg ein Zeichen in Amerikas Selbstbewusstsein, gehör-

* *Anmerkung des Übersetzers:* Die deutsche Schreibweise der russischen Eigennamen orientiert sich an den Richtlinien des DUDEN für die Transkription kyrillischer Buchstaben (DUDEN, Die deutsche Rechtschreibung, 24. Aufl. 2006, S. 139). Danach ergibt sich z.B. für den Familiennamen des russischen Mitbegründers der IPPNW, kyrillisch Часов geschrieben, die Transkription Tschasow, sofern auf die aaO. geforderte Verdoppelung des „s“ zwischen Vokalen verzichtet wird. Der Vorname wird, wo das möglich ist, regelmäßig in die entsprechende deutsche Form gebracht, also z.B. Eugen für Jewgenij. Die englische Transkription, z.B. Eugene Chazov, Michail Gorbachev, wird innerhalb der zitierten *englischsprachigen* Texte beibehalten.

ten wir doch als Nation zur wissenschaftlichen und technologischen Avantgarde. Damals gewannen die rückständigen Russen mit ihrer vor sich hin dümpelnden Wirtschaft und ihrer lächerlichen Technologie bei einem globalen Wettstreit den ersten Preis, als sie Jurij Gagarin in den Weltraum schossen. Das bedeutete keinen geringen Affront. Von nun an waren die USA von dem Gedanken besessen, die Russen in nichts mehr in Führung gehen zu lassen.

So entstand mein Plan: Wenn ich sowjetische Kardiologen dafür gewinnen könnte, sich des Themas plötzlicher Herztod anzunehmen, dann würden die Vereinigten Staaten sich eilends an die Spitze setzen und die Nationalen Gesundheitsbehörden würden der vernachlässigten Forschung ihre Tresore öffnen. Zuerst aber musste ich russische Kardiologen auf die Sache ansetzen. Genau genommen brauchte ich eine Empfehlung für ein ärztliches Gipfeltreffen in Moskau. Ich sah mich als den Van Cliburn der Kardiologie. Das war ein unbekannter amerikanischer Pianist, der kürzlich weltberühmt geworden war, nachdem er in Moskau den Tschaikowsky-Wettbewerb gewonnen hatte. Ich stellte mir vor, den Kalten Krieg nicht für die Musik, sondern für mein kardiologisches Anliegen zu benutzen. Das alles machte es so bedeutsam, dass ich diese russischen Schuhe entdeckt hatte. Der sie trug, war Eugen Tschasow.

Meine erste Unterhaltung mit Tschasow war nur kurz. Ich konnte kein Russisch, und sein Englisch war damals nur bruchstückhaft und kaum zu verstehen. Er hatte keine Ahnung, was ich wollte. Vom Ausmaß des Problems plötzlicher Herztod und – was schlimmer war – davon, dass dem eine elektrische Störung des Herzschlags zugrunde lag, hatte er keine Vorstellung. Ich versuchte ihm klarzumachen, dass die potentiell tödliche rhythmische Störung, wenn sie auf eine elektrische zurückzuführen war, ohne weiteres mit dem Gleichstrom-Defibrillator behoben werden konnte, den ich entwickelt hatte. Tausende Menschenleben konnten auf diese Weise sofort gerettet werden. Ich schlug ihm vor, mich hierzu für eine Vorlesung nach Moskau einzuladen.

Bis diese Einladung kam, vergingen zwei Jahre. Merkwürdigerweise ließ die Nachricht nicht erkennen, wer meine Hörer sein sollten, wie lange die Vorlesung dauern und worum es dabei gehen sollte. Es war eine lakonische Aufforderung: *Kommen Sie und lesen Sie*. Louise, meine Frau, riet zu Geduld. „Denk’ daran“, sagte sie, „dass das eine andere Kultur ist. Sie werden es Dir sagen, wenn Du in Moskau bist.“

Es lief anders. Als Louise und ich nach Moskau kamen, schien niemand zu ahnen weshalb. Man hielt uns wohl für Gäste einer wichtigen Person oder Gruppe. Wir machten eine Woche lang Sightseeing, besuchten das Bolschoi-Ballett, den Moskauer Zirkus und die Tretjakow-Galerie für russische Kunst. Dazu kamen die Gemälde französischer Impressionisten im Puschkin-Museum. Noch immer war mit keinem Wort von meiner Vorlesung die Rede.

Einer meiner Gastgeber, der stellvertretende Gesundheitsminister Dimitri Venediktow, schickte uns Kunstliebhaber, um lästigen Fragen wegen der beabsichtigten Vorlesung zu entgehen, für zwei Tage nach Leningrad, in die Eremitage, die berühmteste russische Bildergalerie. Ich wandte ein, dass ich doch unbedingt meine Vorlesung über den plötzlichen Herztod loswerden wollte, zumal wir nach unserer Rückkehr aus Leningrad nur noch ein oder zwei Tage in der Sowjetunion bleiben sollten.

„Machen Sie sich keine Sorgen, Lown. Ihr Amerikaner wollt immer Gewissheit haben, dabei ist doch das Leben die Ungewissheit selbst“, meinte er. Da gaben wir es auf, nahmen den Nachtexpress nach Leningrad und erfreuten uns an den Schätzen der Eremitage. Bei der Rückkehr nach Moskau empfing uns einer von Tschasows Stellvertretern am Bahnhof und winkte uns ganz aufgelöst zu einer Limousine, die uns zum Hörsaal bringen sollte. Er zitterte vor Aufregung: „Sie haben die Vorlesung beinahe verpasst! Heute ist doch der letzte Tag des Ärztekongresses der Vereinigten Sowjetrepubliken! Die Veranstaltung ist in zwei Stunden zu Ende!“ Er tat so, als hätte ich mich im vollen Bewusstsein, eine Vorlesung halten zu sollen, sorglos und unverantwortlich in Leningrad herumgetrieben. Es erwies sich als sinnlos, ihm etwas zu erklären. Das war meine erste kafkaeske Erfahrung im Umgang mit den Russen.

Auf dem Kongress erfuhr ich, dass mir nur zehn Minuten für meine Vorlesung zugebilligt worden waren. Sie lagen schon weit hinter dem vorgesehenen Zeitplan zurück. Da sie keinen Projektor hatten, konnte ich keine Diagramme zeigen. Ein Dolmetscher war auch nicht da. Es schien niemandem aufzufallen, dass nur sehr wenige Teilnehmer Englisch verstanden.

Als ich nachdrücklich darauf bestand, wurde dann doch ein Dolmetscher ausgegraben, ein Naturwissenschaftler der Moskauer Universität, der nicht die blasseste Ahnung von der medizinischen Terminologie hatte. Jetzt reichte es mir. „Ohne ausgewiesenen Mediziner als Dolmetscher lese ich nicht!“ Endlich fand sich ein Kardiologe bereit, die Aufgabe zu übernehmen, aber er wollte eine Kurzfassung meines Textes zum Vorlesen haben. Ich sollte zehn Worte sagen, so etwas wie „Es ist mir eine große Ehre, hier sein zu dürfen“, und dann wollte er mein Manuskript übersetzen.

Als dieser Mann sprach, wurde ich immer verzweifelter. Wenige Hörer, wenn überhaupt, hörten aufmerksam zu. Das Stimmengewirr der quasselnden über fünfhundert versammelten Ärzte erzeugte einen beträchtlichen Lärm. Zigarettenrauch lag so dicht im Raum, dass die Zuhörer ab der dritten Reihe durch den Schleier kaum mehr zu sehen waren. Als meine Vorlesung endete, gab es nur zögerlichen Beifall und keine Fragen. Ich wollte wissen, weshalb die Teilnehmer sich so desinteressiert zeigten, und erfuhr, dass plötzlicher Herztod etwas ganz Neues war, das in der Sowjetunion keiner kannte. Man hielt es wohl für eine amerikanische Krankheit, eine Geißel des Kapitalismus, geschuldet der Massenausbeutung und der Entfremdung des Menschen.

In Moskau erfuhr ich, dass die russischen Ärzte die verschiedenen Risikofaktoren für Herzkrankheiten wohl kannten, sie in der Lebenspraxis aber vornehm ignorierten. Speisen salzte man blind, noch ehe man davon gekostet hatte, Wodka ersetzte Wasser, Obst gab es kaum einmal, Gemüse verachtete man, fettes Geröstetes hielten sie für eine Delikatesse, und Butter, Sahne, Eier und Schinken verzehrten sie in erstaunlicher Menge. Alle waren Kettenraucher, und körperliche Bewegung lehnten sie verächtlich ab als eine Sache für *Muschiks*, die Bauern.

Mein russisches Abenteuer entpuppte sich als Enttäuschung, wenn nicht ein Fiasko. Ich war mir sicher, dass das meine erste und letzte Reise in die Heimat des Bolschewismus gewesen war. In Wahrheit kamen über dreißig weitere Reisen hinzu.

Ein Jahr darauf, im November 1969, waren Louise und ich schon wieder in Moskau. Diesmal ging es nicht um den plötzlichen Herztod, sondern um die Versorgung akut herzkranker Patienten. Das Treffen wurde von der Weltgesundheitsorganisation unterstützt, und die Zuhörerschaft umfasste Kardiologen aus den sozialistischen Ostblockländern. Abermals traf ich durch Zufall auf Tschasow, er war nun stellvertretender Gesundheitsminister. Meine Vorlesung handelte von den kardiologischen Intensivstationen, die in den Krankenhäusern der Industrieländer überall eingerichtet wurden. Diese Stationen erhöhten die Überlebenschancen bei Herzattacken. Man konnte dort die besten Behandlungsmöglichkeiten für dieses weit verbreitete Problem erforschen und verringerte zugleich die Kosten durch drastische Verkürzung des Klinikaufenthalts auf eine Woche.

Zur damaligen Zeit behielt man Patienten mit Herzinfarkt in Russland sechs Wochen bis drei Monate im Krankenhaus, teils bei strenger Bettruhe. Die Sterblichkeitsrate lag dreimal so hoch wie in den Vereinigten Staaten. Anstatt ihrer Behandlungsmethode klinische Erfahrungsdaten zugrunde zu legen, hatten die Sowjetärzte für die so unterschiedlichen Zeiten der stationären Behandlung eine bizarre Erklärung bereit. Die Vereinigten Staaten, so meinten sie, würden ein kapitalistisches System repräsentieren, in dem Arbeiter zwecks Profitmaximierung schnellstens ihren Job wieder aufnehmen müssten, während im Arbeiterstaat UdSSR kein vergleichbarer Druck existierte. In diesem Dialog siegte, wie in vielen anderen, die Ideologie über die Fakten.

Bei dieser zweiten Reise hatten wir großes Glück mit Nadija Jakunina, die uns als Reiseführerin und Dolmetscherin überaus geschickt durch die erdrückende Enge der Bürokratie steuerte. Sie war etwa in unserem Alter, sprach fließend Englisch, war hoch gebildet und verliebt in die amerikanische Literatur. Im persönlichen Umgang verbreitete sie eine freundliche, fast mütterliche Atmosphäre, steckte uns abends beinahe ins Bett und war zum Frühstück wieder da, um uns Gesellschaft zu leisten, obwohl sie von ihrer Wohnung am Stadtrand Moskaus bis zu unserem Hotel drei Stunden im Bus unterwegs war.

Nadija führte uns in neue Kreise ein, bei den intellektuellen Dissidenten, die zu der kommunistischen Gesellschaft, zu der sie ja alle gehörten, Abstand hielten. Sie brachten die verbotenen Früchte des *Samisdat* hervor (die nicht systemkonforme kritische Literatur), litten unter der lähmenden geistigen Trägheit der Breschnew-Ära, entwickelten eine unstillbare Neugier, etwas über das Leben jenseits des eisernen Vorhangs zu erfahren und hatten gelernt, ihrer Opposition doppelbödig, in der Sprache Äsops, Ausdruck zu geben. Zugleich nahmen sie die Vorrechte in Anspruch, die treuen Gefolgsleuten der Parteilinie zukamen und wussten sich überaus geschickt innerhalb der engen Grenzen des Erlaubten zu bewegen.

Nadija vermittelte uns Einblicke in die ambivalente Loyalität der Intelligentsia. Auch meinen ersten Arztbesuch in Moskau arrangierte sie. Nadija organisierte für Louise und mich über Jurij Lyubimow, den leitenden Direktor des Taganka-Theaters, Eintrittskarten. Als Gegenleistung für diese maßlos teuren Karten, für die mancher Moskowiter einen Körperteil geopfert hätte, musste ich Lyubimows Schwiegermutter untersuchen.

Wir erhielten die Tickets in Lyubimows engem Büro. Die Wände waren über und über bedeckt mit Unterschriften und Bemerkungen berühmter Besucher, so des Dichters Lawrence Ferlinghetti aus San Francisco, des westdeutschen Romanciers Heinrich Böll und des amerikanischen Dramatikers Arthur Miller, der geschrieben hatte: „Once again the theater is saved“. Das Taganka existierte damals gerade erst vier Jahre, galt aber bereits weithin als eines der fortschrittlichsten Theater der Welt.

Lyubimow hatte das Taganka im Anschluss an eine Laufbahn als Schauspieler in populären Filmen und Theaterstücken gegründet. Er erhielt für seine Bühnenarbeit den Stalinpreis, brachte aber die Autoritäten in Rage, als er sich über die repressive sowjetische Gesellschaft lustig machte. Die herrschenden Kreise beäugten ihn argwöhnisch und zögerten doch, ihn abzuschießen, weil er unter den Entscheidungsträgern eine beträchtliche Anhängerschaft besaß. Die *Apparatschiks* (die kommunistischen Bürokraten) wussten nicht recht, ob sie solche lästerlichen Experimente so nahe der Kreml-Mauer gedeihen lassen sollten. Es kam vor, dass die Zensurbehörde ein Stück gleich nach der Premiere verbot, es aber wenige Wochen oder Monate danach wieder zuließ.

Nadija hatte uns, in Vorbereitung unseres Zusammentreffens, Lyubimows Geschichte kurz beschrieben. Nun war ich aber doch erstaunt, einem überaus höflichen, zurückhaltenden und liebenswürdigen Mann zu begegnen, längst nicht dem zähen Burschen, den ich erwartet hatte. Das Stück, das wir sehen sollten, war die Bearbeitung eines Buchklassikers des amerikanischen Journalisten John Reed: *Zehn Tage, die die Welt veränderten*. Dem Buch liegen Reeds eigene Augenzeugenberichte von der Russischen Revolution zugrunde.

Das Stück beeindruckte uns tief und anhaltend, obgleich wir, außer den geflüstert übersetzten Häppchen von Nadija, kein Wort davon verstanden. Es vermittelte uns einen Eindruck von der Erregung der ersten turbulenten Tage

der bolschewistischen Revolution. Kaum hatten wir den Vorraum betreten, fanden wir uns inmitten des Aufstands. Theaterbesucher und Schauspieler waren nicht voneinander zu unterscheiden. Da liefen Bühnenarbeiter, Soldaten, Bauern, Studenten, Seeleute der Roten Flotte und Straßenhändler durcheinander. Menschen standen auf Seifenkisten und riefen ihre Zuhörerschaft zur Unterstützung der unterschiedlichsten politischen Splitterparteien auf. In dem Gewirr gaben Sänger zu Akkordeon und Balalaika revolutionäre Liedern zum Besten.

„Wollen Sie Lenin hören?“ rief jemand. „Kommen Sie!“ – und die Menge wurde zu den Sitzplätzen geführt. Das Theater war mit Graffiti geschmückt, Poster gegen den Zaren, gegen den Kapitalismus und gegen den Krieg bedeckten die Wände. Die Bühne nahm nur einen kleinen Teil des Geschehens ein. Das Ganze erinnerte sofort an das, was John Reed „ein Stück verdichteter Geschichte“ genannt hatte. Die Oktoberrevolution entfaltete sich als ein gewaltiger, reißennder, alles in seinen Sog ziehender Strom.

Vieles fand gleichzeitig statt. Wohin sollten wir schauen? Es gab einige Projektionen von Bildern auf Leinwänden. Da lief ein Film von Lenin, er hielt eine Rede. Proletarische Massen wogten hin und her ohne erkennbares Ziel. Auf einer großen weißen Leinwand sah man die Umrisse vergrößerter menschlicher Silhouetten, ein Querschnitt durch alle Petersburger Gesellschaftsschichten, von den Verdammten der Erde bis zur modisch herausgeputzten Oberklasse des aufgeblasenen Hochadels. Die Begeisterung und das Chaos von 1917 überwältigten uns, die wir bis dahin nur ahnungslose Zuschauer gewesen waren. Nie werde ich den mehrfachen Auftritt einzelner Hände vergessen, die, durch eine schwarze Leinwand gestreckt, pantomimisch den leidenschaftlichen politischen Kampf jener Tage vorstellten. Als wir das Theater verließen, wollten wir unbedingt John Reed lesen und das Stück noch einmal sehen.

Wir hatten weiterhin Glück. Als Dank für die Untersuchung erhielten wir Karten zu Maxim Gorkis Stück *Mutter*. Wir bekamen zwei zusätzliche Karten, so luden wir unseren Gastgeber Dimitri Venediktow mit seiner achtzehnjährigen Tochter Tanja ein, die im ersten Jahr an der Moskauer Universität studierte. Ich kann mich kaum mehr an das Stück erinnern, wohl aber an das Missvergnügen in Dimitris Gesicht. Die harte Realität, die hier gezeigt wurde, widersprach den stolzen revolutionären Versprechungen sehr und war nicht nach dem Geschmack hochgeschraubten sowjetischen Stils.

Als es vorbei war, ging ich mich bei Lyubimow bedanken. Im verdunkelten Büro saß lässig ein großer, schlaksiger, jugenhaft gut aussehender Typ. Er stand auf und sah den Eindringling verwundert an. Ich fand mich Auge in Auge mit einem berühmten russischen Dichter und platzte heraus: „Sie sind Jewgenji Jewtuschenko.“

„Und Sie sind vom CIA“, kam es auf der Stelle zurück.

Ich tat, als ob ich nichts gehört hätte. „Mr. Jewtuschenko, wir haben eine ganze Menge gemeinsam.“

„Wie das?“

„Wir kümmern uns beide um das Herz, wenn auch aus unterschiedlicher Sicht.“

Er schien verwirrt.

„Nun, Sie sind ein Herzspezialist, und ich auch.“

Er lachte laut, war nun voll im Bilde, und erklärte, diese Verbindung müsse unbedingt mit einem Schluck guten Wodkas begossen werden. Er lud uns alle vier für den Abend ein.

Es regnete und das Auto des Dichters wollte nicht anspringen. Als erstes mussten wir aber die Scheibenwischer montieren, die vor möglichen Dieben versteckt worden waren. Auch hatte er irgendetwas im Motor unterbrochen, damit das Auto nicht gestohlen würde, wusste aber im Moment nicht mehr, was es gewesen war. Unter ständigem Fluchen fand er es schließlich doch. Er gab Vollgas und schoss aus dem Parkplatz heraus, wo er mit einem vorbeifahrenden Taxi zusammenstieß. Der wütende Taxifahrer sprang fluchend aus dem Wagen. Er schwang eine Eisenstange und war scheinbar drauf und dran, Jewtuschenko den Schädel einzuschlagen. Dann erkannte er den Schuldigen und erstarrte. Unter völliger Kehrtwendung fing er an, sich bei dem großen Dichter dafür zu entschuldigen, dass er ihm den Weg abgeschnitten habe. Er bat Jewtuschenko um Verzeihung. Wäre ich nicht selbst dabei gewesen, so würde ich diese Geschichte für ganz unwahrscheinlich halten und der dichterischen Freiheit zuschreiben. Wir befanden uns aber in der UdSSR, einer atheistischen Gesellschaft, in der kulturelle Ikonen wie Jewtuschenko die neuen Heiligen waren.

Danach erhielten Wodkagläser, riesige Kaviarberge und schwarzes Brot die Nacht. Den ganzen Abend lang bestand Jewtuschenko darauf, ehe wir über irgendetwas anderes redeten, müsse ich ihm erzählen, was Arthur Miller über seinen letzten Besuch in Moskau geschrieben hatte. Jewtuschenko nahm an, jeder Amerikaner würde den Dramatiker und jedes einzelne seiner Worte kennen. Er meinte vertraulich: „Arthur Miller hat diesen genauen Durchblick, weil er die Weisheit des Juden besitzt.“

Wenn ich, nach einer Reihe weiterer Zusammenkünfte mit Jewtuschenko, an diesen Abend zurückdachte, so musste er wohl damals nicht ganz derselbe gewesen sein wie sonst. Da hatte sein sonst üblicher, kokett-nachlässiger Umgang mit der Sprache gefehlt. Die Anwesenheit Venediktows hatte den Dichter zur Zurückhaltung genötigt, so dass er sich vorsichtig ausdrückte, gespickt mit biblischen Anspielungen. So antwortete er auf meine Frage, ob seine Schriften zensiert würden: „Sie schlossen die Tore vor Samson und wussten nicht, dass er sie längst auf seinen Schultern trug“, womit er auch andeutete, nur deshalb frei zu sein, weil er stark sei wie Samson. Er erzählte von einem kürzlichen Besuch in Schweden, bei dem er gesagt hätte, dass die Kommunistische Partei Schriftsteller zensiere. Die Schweden hielten ihm eine genau gegenteilige Erklärung des Leiters der Sowjetischen Schriftstellervereinigung vor, der Stockholm zur selben Zeit besuchte und bestritten hatte,

dass irgendjemand zensiert würde. „Wer lügt hier?“ wollten die Schweden wissen. „Ich antwortete, keiner. Jeder gibt das wieder, was er selbst erfahren hat.“ Dann fuhr er fort: „Nichts in der sozialistischen Gesellschaft ist perfekt. Wer eine neue Wohnung bezieht, bringt häufig auch Ungeziefer mit.“

Ich notierte mir einige Bruchstücke aus der zusammenhanglosen Unterhaltung: „Klarheit ist die Schwäche der Talentierten, Unklarheit die Stärke der Unbegabten.“ „Lyubimow transplantiert im Taganka-Theater Herzen.“ Jewtuschenko war für seine großartigen Erzählungen überall bekannt und enttäuschte mich nicht.

Eine Geschichte ist mir ganz lebendig. Er hatte als Teilnehmer einer Geburtstagsparty für Robert Kennedy diesen gefragt, warum er Präsident werden wolle. Bobby antwortete, er wolle die Arbeit seines Bruders weiterführen. Dazu schlug Jewtuschenko vor, auf dass der Wunsch in Erfüllung gehen möge, nach alter russischer Sitte, zwei Weingläser ex zu trinken und dann in Scherben zu werfen. Bobby war wenig begeistert. Er ging in die Küche, um als Ersatz für ihre Kristallpokale zwei gewöhnliche Weingläser zu holen. Jewtuschenko war entsetzt. Wie konnte man einen derart bedeutsamen Wunsch so verwässern? Nun, sie tranken dann beide aus den neuen Gläsern und warfen sie anschließend auf den Boden. Sie zersprangen aber nicht, sondern schlugen dumpf auf und rollten davon. Jewtuschenko hob eines auf und klopfte daran. Es gab einen stumpfen, gedämpften Ton wie aus Plastik. Da kam ihm eine schreckliche Vorahnung. Kennedy wurde blass. „Er war vermutlich ebenso abergläubisch wie ich“, meinte Jewtuschenko zu uns.

Nach dem Abschluss meiner Vorlesungen in Moskau reisten wir als Gäste des Gesundheitsministeriums nach Leningrad. Von dieser Reise habe ich nur noch ein Ereignis deutlich in Erinnerung. Kurz nach unserer Ankunft saßen wir mit Nadija im Restaurant des Europeskaja-Hotels. Wir waren hungrig und erwarteten ungeduldig einen Kellner, der unsere Bestellung aufnehmen sollte. Zwar standen da reichlich viele Kellner herum, aber sie schauten durch uns hindurch, als ob wir nicht existierten, wie man das in der UdSSR häufig erlebte.

Während wir also warteten, fragte ich Nadija, was sie von Chruschtschow hielte. Ich deutete an, dass er wohl eine herausragende geschichtliche Figur bleiben würde, wegen seiner Rede vor dem Kommunistischen Parteikongress 1956, mit der er das Leichentuch lüftete, das Stalins Verbrechen verhüllt hatte. Nadija schien sich unbehaglich zu fühlen. Früher schon hatte sie gesprächsweise angedeutet, dass sie sich der Verbrechen Stalins wohl bewusst war. Aber an diesem Abend entfesselte meine harmlose Bemerkung einen ungestümen Ausbruch. Auch nach sechsunddreißig Jahren habe ich noch fast alles, was sie sagte, in Erinnerung.

„Aber wieso denn, Chruschtschow war viel schlimmer als Stalin!“ rief sie. „Bevor Chruschtschow kam, hatten die Sowjetmenschen eine Vision, einen Traum. Vielleicht erhob sich dieser Traum aus einem beschmutzten Nest, aber er feuerte die Menschen doch an und schien realisierbar!“ Sie betonte,

dass Stalin aller Ruhm für den Sieg im Großen Vaterländischen Krieg gebühre, denn er hätte die Sowjetmenschen geeint und in ihren dunkelsten Stunden davon überzeugt, dass sie siegen konnten und siegen würden. Wir im Westen hätten nie an diesen Sieg geglaubt, sondern daran, dass die Faschisten mit den Russen ebenso kurzen Prozess machen würden, wie sie es mit den Franzosen, Tschechen und Polen gemacht hatten.

Mit beißender Schärfe übte Nadija Kritik an allen kapitalistischen Demokratien, ohne Unterschied und ging so weit, anzudeuten, der Westen wäre wohl gar nicht so schrecklich unglücklich gewesen, wenn Hitler gesiegt hätte. Wie sonst – fragte sie rhetorisch – soll man die Beschwichtigungspolitik Chamberlains und Daladiers gegenüber Hitler erklären, und den Münchner Verrat an Spanien und der Tschechoslowakei? „Während ihr Süßholz geraspelt und Hitler geschmeichelt habt“, sagte sie, „haben wir mit bloßen Händen die Panzer der Faschisten und ihre überlegenen Waffen abgewehrt. Stalin brachte die Menschen der Sowjetunion dazu, dass sie ihre letzte Kraft und ihren letzten Tropfen Blut opferten. Wir haben gewonnen, aber um welchen Preis? Noch in hundert Jahren werden wir nicht darüber hinweggekommen sein.“

Sie fuhr fort und erzählte uns, dass sie im Alter von acht Jahren ausersehen worden war, im Namen ihrer Schule bei einer Maiparade Stalin einen Strauß roter Rosen zu überreichen. Bei der Erinnerung daran, nun, da sie zweiundvierzig war, hatte sie einen beseelten Ausdruck im Gesicht. Stalin hatte Nadija hochgehoben und durch die Luft gewirbelt, und präsentierte sie den versammelten Massen auf dem Roten Platz. In diesem Augenblick war sie eine Heldin der Sowjetunion.

Sie rief sich Stalins Stimme ins Gedächtnis zurück und die Kraft seiner ruhigen, ungekünstelten Worte, die knackend aus dem rauschenden Radio kamen. Lächelnd erinnerte sie sich, dass er einmal während einer Rede hatte aufstoßen müssen, wofür er sich damit entschuldigte, dass er nach einem verspeisten Hering Sodbrennen bekommen hatte. Sie behauptete, mit diesem Ton, der in Filzpantoffeln daherkam, sei er den einfachen Menschen nahe gekommen. Die Menschen verhungerten, während sie Schützengräben aushoben, den gefrorenen Boden mit Pickeln und Schaufeln bearbeitend, oder gar mit bloßen Händen. Stalin brachte es fertig, dass unscheinbare Leute sich selbst als Helden sahen.

Nadija wischte sich mit dem Taschentuch Tränen ab und redete sich zunehmend in Rage. Ihre Worte stießen heraus, als gelte es, Handgranaten gegen feindliche Horden zu werfen. Wie sie erzählte, war sie sich sicher, dass ihr Bruder, als er im Großen Vaterländischen Krieg fiel, die letzten Worte sagte: „Für den Genossen Stalin und unser Vaterland!“ Ihr Vater, eine Parteigröße und ein Bolschewik, versicherte seiner Familie, als er in den Gulag geschickt wurde, von wo er nicht mehr zurückkommen sollte: „Das kann nur geschehen, weil Genosse Stalin nichts davon weiß.“

Nadija erinnerte mit Bitterkeit daran, wie lange es gedauert hatte, in Europa eine zweite Front zu eröffnen. Sie bezeichnete das als Teil einer anti-kommunistischen Verschwörung Churchills, woraus später der Kalte Krieg werden sollte. Nach der Blutorgie, die mehr als fünfundzwanzig Millionen Russen das Leben kostete, hatte sie gedacht, die Alliierten würden beim Wiederaufbau helfen. Schließlich hatte der Westen doch Sicherheit und die Befreiung vom Hitlerregime dem Opfermut zahlloser Russen zu verdanken. Sie hielt es mit Nachdruck für eine allgemeine Forderung menschlichen Anstands, dass die im Westen, die weit weniger Opfer gebracht hatten, helfen würden, Russland wieder aufzubauen. „Sie waren nicht fähig, ehrlich eine ungeheure Schuld anzuerkennen,“ sagte sie. „Stattdessen haben Sie uns mit der nuklearen Auslöschung bedroht.“

„Wie sollten wir diese gewaltige Herausforderung bestehen, wo doch unser halbes Land in Schutt und Asche lag? Wie allein sollten wir unsere Toten begraben? Aus welchen Quellen sollten wir die Millionen Trauernder trösten, die Opfer von Kriegsneurosen, alle diejenigen, die angesichts dessen, was niemals vor Menschaugen hätte geschehen sollen, den Verstand verloren hatten? Wie sollten wir all die Amputierten und Verkrüppelten versorgen, die an jeder Straßenecke standen?“ Wiederum behauptete sie, gerade Stalin haben den Menschen die Kraft und den Willen eingeflößt, das verwüstete Land wieder herzustellen und den Westen zu hindern, das zu vollenden, was den Gefolgsleuten Hitlers nicht gelungen war: Die Zerstörung Russlands.

Nadija erinnerte an ihre eigene Mitarbeit beim Wiederaufbau Moskaus. Sie arbeitete trotz ungeheurer Erschöpfung, hungernd und seelisch ausgebrannt. Besonders spürte sie wieder die durchdringende Kälte von damals. Ohne Handschuhe in jenem gnadenlosen, ersten Nachkriegswinter froren ihre Hände an den vereisten Ziegeln, mit denen sie arbeitete, fest. Legte sie die Ziegel ab, so blieb ihre Haut daran hängen, und das Blut sickerte in den Mörtel. Wir saßen erstarrt um den Tisch, als sie sagte, dass es der Traum von einem besseren Russland gewesen war, ohne Gulags, ohne Unterdrückung, ohne Not, was ihre letzten Energiereserven mobilisierte. „Wir haben unsere Schuldigkeit getan“, meinte sie mehrmals. „Stalin war es, dem es gelang, diese Illusion am Leben zu halten. Dann kam dieser – sie rang nach Worten – Primitivling Chruschtschow und machte mit einer einzigen Rede alles kaputt.“

„Mein Bruder und mein Vater waren umgebracht worden. Meine Mutter war verhungert, meine Freunde waren tot, meine Jugend verloren. Und all diese ungeheuren Opfer für nichts.“ Sie schluchzte, ganz außer sich, „Ich hasse diesen Mann viel mehr als ich Stalin hasse!“ und stürzte davon.

Louise und ich saßen wie festgenagelt, wir waren sprachlos. Wir sahen uns nicht an. Wir fühlten uns wie Komplizen eines ungeheuren Verbrechens, das dem russischen Volk angetan worden war. Wir waren froh, dass die Kellner uns ignoriert hatten.

Als wir Nadija am nächsten Tag wieder trafen, tat sie, als wäre nichts geschehen. Wir haben nie wieder über Chruschtschow oder Stalin mit ihr gesprochen.

Als wir nach Moskau zurückkamen, schlug Venediktow einen Besuch in Minsk vor, wo der Krieg am grausamsten gewütet hatte, die Zerstörung fast vollständig gewesen und der Widerstand der Partisanen am heldenmütigsten war. Wie viele andere Russen bemühte auch er sich, bei den Besuchern aus dem Westen Anerkennung für die ungeheuren Opfer zu finden, die der Krieg gefordert hatte. Wenn die bolschewistische Revolution in seinem Inneren überhaupt noch für etwas Heiliges Raum ließ, so war es der Große Vaterländische Krieg.

Louise meinte: „Bernard hätte mehr davon, wenn wir seinen Geburtsort Utyan besuchen könnten“, ein kleines Dorf namens *Utena* auf Litauisch. Ich selbst war gar nicht scharf darauf, da die meisten Menschen, die ich dort gekannt hatte, ermordet worden waren. Venediktow drehte sich zu der großen Landkarte der UdSSR hinter seinem Schreibtisch, konnte aber das Stetl meiner Jugend nicht lokalisieren. Auf der Stelle wählte er über eines seiner vier Telefone einen Kollegen an, den litauischen Gesundheitsminister in Vilnius, und kündigte für den folgenden Tag unseren Besuch an.

Nadija kam mit. So ungern sie nach Leningrad fuhr, so begeistert war sie von der Reise nach Vilnius, in die Hauptstadt Litauens. Was sie dort wollte, war so ulkig wie profan: Sie suchte Büstenhalter, die es in Moskau nicht gab. Aber der sehr leistungsfähige sowjetische Buschfunk, eine Art Vorläufer des Internet, wusste von einer Menge Büstenhalter aller Größen in Vilnius.

Als wir am nächsten Tag dort ankamen, empfing uns am Flughafen eine Abordnung von Wissenschaftlern aus der Universität, der medizinischen Hochschule und dem Gesundheitsministerium. Eine Ärztin, eine große, breitgesichtige Frau, war ganz aus dem Häuschen, mir zu begegnen. Sie fragte, ob ich der Lown mit dem Kardioverter wäre. Als ich ihr das bestätigte, brach sie in Tränen aus. Es war dort auch so, dass man, um in Medizin zu promovieren, eine Dissertation schreiben musste, und sie hatte über die Methode der Kardioversion geschrieben, die ich erfunden hatte. Das war ein Prozess, bei dem elektrischer Ladungsaustausch zur Korrektur des fehlerhaften Herzrhythmus eingesetzt wurde. Nie hatte sie gedacht, eines Tages dem Erfinder selbst gegenüber zu stehen, ihrem „Mentor im wahrsten Sinne des Wortes“.

Die Litauer, die uns am Flughafen empfingen, deuteten etwas verlegen an, dass in der Lobby ein alter Mann warte, der mich begrüßen wolle. Er kam aus Utyan und behauptete, er habe mich als Kind gekannt. Ich erkannte ihn sofort. Es war Kalman-Meyer, der örtliche Klempner, der den Krieg wie durch ein Wunder überlebt hatte. Da er ein Arbeiter war, hatten ihn die Russen vor den anrückenden Deutschen nach Russland evakuiert. Jetzt war er runzlig, weißhaarig und schwächlich, aber immer noch vital. Er sprach ein lebendiges Jiddisch.